

Werk

Titel: Wanderungen und Schicksale von Johann Caspar Steube Schuhmacher- und italiän. Spr

Autor: Steube, Johann Caspar

Verlag: Verf.

Ort: Gotha

Jahr: 1791

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN313158355

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN313158355>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=313158355>

LOG Id: LOG_0036

LOG Titel: Dreisigstes Kapitel. - Ueber die Reis-Cultur.

LOG Typ: chapter

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

fand sichs, daß der, welcher diese Stelle bis dahin bekleidet hatte, eine nahmhaftre Summe an die Kassa restirte, weshwegen die Interessenten gendthiget waren, ihn bis zur Berichtigung des Defekts, zu behalten: allein anstatt etwas zu bezahlen, machte er neue Schulden, und ich konnte wohl sehen, daß er sie niemals oder doch sehr spät bezahlen würde; demohngeachtet hatte ich vom Herrn Arisi monathlich 10 Gulden, nebst Kost, Quartier und Aufwartung, wofür ich seine besondere Rechnung führte, seinen Söhnen die deutsche Sprache lehrte, und mich zum Vergnügen des Reisbaues annahm.

Dreyzigstes Kapitel.
Ueber die Reis-Cultur.

Gegenwärtig befinden sich im Banat Temiswar folgende Reisplantagen. Die erste und größte 600 Joch haltende, wird vom Oberlieutenant Navatsky administriret, gehört aber der

Ma-

Madame Garzabeck eigenthümlich; die zweyte von 500 Joch, gehört dem Herrn Secondo Lamon; die dritte auch von 500 Joch, hat Herr Francesco Barbieri erst vor einigen Jahren vom höchstseligen Kaiser erhalten; und die vierte von 150 Joch, ist dem Herrn Carlo Arisi, die ich ausführlicher beschreiben will.

Etwa eine halbe Stunde oberhalb Katai, nach dem Dorfe la Scuglie zu, wird das Wasser vermittelst eines 12 Schuh breiten Hauptkanals aus der Versava bis an die Reisfelder geleitet, wo zwey, den ganzen Reisbau umgebende Nebenkanäle von ihm auslaufen, die sich wieder in verschiedene kleine theilen, welche sich durch das Innere der Reisfelder ziehen, und mit dem Hauptkanal Gemeinschaft haben, um die entlegenen Kammern mit Wasser versetzen zu können. Gleich beym Eintritte des Hauptkanals in die Reiskammern, wird dessen Wasser durch einen Queerdarim in die Höhe getrieben, damit es durch die auf beyden Seiten des Ufers angebrachten Öffnungen oder Einschnitte in die Kammern laufen kann, wo es



immer aus einer in die andere rinnt, bis es wieder durch die Seitenkanäle in den Hauptkanal geleitet wird. Vor dem erwähnten Queerdamm hatte der Kanal eine große Öffnung, durch welche die ganze übrige Wassermasse in einem halben Cirkel um den Damm herum, wieder in gedachten Canal fließt. Sobald nun das Wasser im Kanal wieder tiefer läuft, als die an demselben angebrachten Öffnungen sind, durch welche es durchfließen muß, so wird es durch einen andern Queerdamm wieder zur erforderlichen Höhe getrieben, und so wird bis zum Ende der Reisfelder fortgefahren, wo die Queer- und Seitenkanäle sich mit dem Hauptkanale vereinigen, und die Pila (Stampfmühle) in Bewegung setzen. Die Aussaat des Reises geschieht im Bannat, gewöhnlich in der Hälfte des Aprills, und wobei folgendergestalt zu Werke gegangen wird. Sobald die Kammern geackert, und die Dämme wieder aufgeworfen sind, wird das Wasser hinein gelassen, wozu oft 4 bis 6 Tage erforderlich werden; während welcher Zeit der Saame in Säcke gethan, und mit solchen ins Wasser geworfen wird, wo

er 2mal 48 Stunden liegen bleibt; dadurch wird der Saame erwärmt, so daß er bald keimt, und zugleich durch das eingesogene Wasser schwer, damit er beym Säen sogleich untersinke. Sind nun die Kammern angelaufen, so gehen die so ihn säen, hinein, und werfen den Reis eben so wie unsere Bauersleute ihr Korn, aus; worauf einige, um die ausgestreuten Körner mit Erde zu bedecken, große Kornfaschinen darinne herum schleifen lassen, doch ist dieses nicht durchaus nöthig. In Monatsfrist wird er gewöhnlich 3 bis 4 Zoll hoch, ist aber auch in dieser Zeit in Ansehung des Windes, der größten Gefahr ausgesetzt; denn setzt derselbe durch heftiges Blasen das Wasser in starke Bewegung, so wäscht dieses die jungen, noch nicht eingewurzelten Pflänzchen los, so daß sie auf dem Wasser herum schwimmen und verderben: deswegen wird es um diese Zeit abgelassen, und bleibt der ganze Reisbau etwa 14 Tage ganz trocken; dieses verursacht, daß die Pflanzen einwurzeln und nichts mehr vom Winde zu befürchten haben. Nachdem solches geschehen ist, giebt man dem Reis das Wasser wieder, welches bis im Mo-

nat Zuli darauf stehen bleibt, wo man es zum zweytenmal abschlägt, um den Reis jätzen zu können, denn länger darf man nicht wohl warten, weil, sobald der Knoten etwas über der Erde erhaben ist, die Pflanze knickt, sobald sie beym jätzen niedergetreten wird, und sich nicht wieder erhebt. Ehe der Reis in die Blüthe tritt, ist ihm eine kalte Witterung äusserst schädlich, weil die Aehre dadurch verhindert wird, durchzubrechen, worauf der Reis gewöhnlich dunkelgrün wird und verdirbt. Sobald als er gejätet ist, wird das Wasser wieder drauf geschlagen, und bleibt bis zur Ernde stehen. Die Höhe des Wassers darf nicht immer gleich bleiben, und muß man sich sehr sorgfältig darnach richten, ob er dessen viel oder wenig braucht. Will sich der Reis überwachsen, welches man daran merken kann, wenn seine Blätter anfangen dunkelgrün zu werden, so muß man denselben sehr tief unter Wasser setzen, welches seinem Wachsthume Einhalt thut; sieht man im Gegentheil daß es ihm daran fehlt, so kann man ihm dadurch zu Hülfe kommen, daß man nur so wenig darinnen läßt, um den Boden

den höchstens einige Zoll hoch zu bedecken; denn je geringer die Wassermasse ist, desto eher wird sie von der Sonne erwärmt, und desto mehr trägt solches zum Wachsthumme des Reises bey. Noch vortheilhafter ist folgendes Mittel: man läßt die Kammern ganz voll Wasser, verstopft dann alle Oeffnungen, durch welche es ab- und zusliest, welches sodann in weniger Zeit in Fäulniß übergeht, und also zwar dem Reis sehr zuträglich, aber der Lust außerordentlich schädlich ist, und eben aus der Ursache, wo große Reissfelder sind, nicht geduldet wird. Wenn der Reis sehr dichte steht, und man nicht wohl merken kann, ob wenig oder viel, oder gar kein Wasser in den Kammern ist, so darf man nur eine Erdscholle oder Stein in diejenigen hinein werfen, zu denen man nicht wohl kommen kann, wo das durch den Wurf verursachte Plätschern den Reisbauern sogleich verräth, wie viel darinne ist. Soll der Reis eine gute Ernde versprechen, so muß derselbe so ausssehen, wie der Saame bey anhaltender Dürre auf unsern Feldern, nehmlich die Spizzen der Blätter müssen gelblich seyn, denn sobald sie dunkelgrün werden,

den, ist es ein Zeichen, daß er verderben will. Ist nun der Reis zur Reife gediehen, welches im Banat gemeinlich gegen das Ende des Dec. geschieht, so wird das Wasser einige Tage vorher abgeschlagen, der Reis sodann geschnitten, durch Pferde ausgetreten, und überhaupt wie ander Getraide behandelt. Es ist fast kein Produkt ergiebiger als der Reis; nicht selten findet man eine Pflanze von einem einzigen Korne, die 30, 35 bis 40 Stengel treibt, deren jeder mit einer vollkommenen Aehre versehen ist; und eine gute Ernde entschädigt den Besitzer eines Reissels des für 2 bis 3 Mißjahre. Im Jahr 1781 konnten wir aus Mangel des Saamens nur 50 Hoch mit Reis besäen; wir hatten eine sehr mittelmäßige Ernde, demohngeachtet bekamen wir 3239 Rehen. Da nun im Banat 1750 Hocb, oder 2,800,000 Klaßtern Reisselber sind, so folget, daß wenn sie besäet werden, 113400 hiesige Viertel geerndet werden können.

Sobald der Reis ausgetreten ist, wird er zum weismachen auf die Mühle gebracht. Diese gleichet einer Oelmühle, mit dem Unterschiede, daß anstatt zwey Stampfen nur eine in

des

des Loch fällt, und diese nicht in Holz, sondern in Marmor eingegraben sind, deren ein Marmor gewöhnlich zwey enthält; 5 bis 6 solche neben einander gestellte Steine, machen eine mittelmäßige Mühle aus. Die Stampfen müssen ihr gehöriges Gewichte haben, und sind unten mit 5 stählernen Zacken versehen, wovon die eine in der Mitte gerade, die übrigen aber schräge um dieselbe herum stehen. Die Stampfen dürfen weder zu tief, oder zu hoch fallen, denn im ersten Falle werden die Körner zerschlagen, und im zweyten gehen die Hülsen nicht ab. Durch diese Reissfelder werden jährlich mehr als 2000 Wallachen, Wallachinnen und Kinder, welche letzteren zum jäten gebraucht werden, beschäftigt; und erhalten von Ostern bis zu Michaeli 5, von Michaeli aber bis Ostern nur 4 gl. so daß oft eine Familie 4 bis 5 Gulden wöchentlich verdienen kann; welches für Wallachen gewiß eine beträchtliche Summe ist.

Die große Ergiebigkeit des Reises hat mich bewogen, hier einige Jahre Versuche ins kleine zu machen, weil ich aber keinen andern Ort als im Stadtgraben, wo das neben der Mauer im Schat-

Schatten hinstießende Wasser zu kalt war, und der Reis keine Sonne hatte, so konnte mir es nicht gelingen, ihn zur Reife zu bringen; dems ohngeachtet bin ich weit entfernt, zu glauben, daß er hier nicht gezogen werden könne, denn man hat bey Pest und in Braunschweig, welches letztere doch weiter gegen Norden liegt, Versuche gemacht, und er ist an beyden Orten zur Reife gediehen. Wir haben hier besonders zwischen Siebeleben und Tütleben eine sumpfige Pläne, wo sich Versuche machen lassen, ohne daß man nöthig hätte, Gräben zu ziehen, und Dämme aufzuwerfen; allein es müßte von jemanden geschehen, der etwas daran wenden kann, ohne solches, im Falle es mißlingen sollte, zu fühlen.

Ich komme wieder auf den Reisbau zu Rastai zurück. Raum hatte ich hier ein Jahr zugebracht, als mir die unsichere Lebensart zur Last wurde, und ich würde den Schritt, meinen Militärdienst nieder zu legen, unter jedem andern Bewegungsgrund, als den der mich dazu determinirte, bereut haben. Von der Lebensart die man hier führt, will ich nur einiger

Worte

Worte gedenken. Was Essen und Trinken ans betrifft, so hatten wir an allem Ueberfluß, zumal, wenn es die Wege zuließen, konnten wir uns das, was wir auf dem Lande nicht haben konnten, von Temiswar kommen lassen; allein was die Sicherheit betrifft, so mußten wir alle Augenblicke befürchten, von Räubern geplündert, gemißhandelt, oder umgebracht zu werden. Zwar hatten wir zu unserer Sicherheit 6 Mann Wache bey uns; allein dieses waren selbst Wallachen, auf die man sich eben nicht sonderlich verlassen kann. Deswegen wurden wir durch jedes bey der Nacht entstehende Geräusch in Furcht gesetzt, und ich erinnere mich, daß ich eine Zeitlang, weil die Räuber in einem nur eine Viertelstunde entferntem Dorfe eingefallen, und sehr übel gehaust hatten, mein Nachtlager alle Nacht verändert, und bald auf dem Boden, bald im Stalle, bald im Garten unter diesem oder jenem Baum, geschlafen habe. Sobald sich nun in der Nacht etwas reget, so pflegt man sogleich aufzuspringen, sein geladen Gewehr in die Hand zu nehmen, ohne welches sich niemand nieder legt, und sich über

haupt

haupt so in Bereitschaft zu halten, als wenn man eine verlohrne Post zu bewachen habe.

Hier machte ich das zweytemal die Bemerkung selbst, daß auch die gefahrvolleste Lage eines Menschen durch Zeit und Gewohnheit viel von seinem Furchterlichen verliehrt; denn so groß die Gefahr auch war, in der wir schwebten, so sprachen wir doch zuweilen ganz kaltblütig davon, ja der schon genannte Herr Oberlieutenant Navatsky hat sich oft über die Veränderung meines Nachtlagers lustig gemacht, weil, wie er sagte, mich mein kleiner Hund, der mich nie verließ, den Räubern durch sein Vellen verrathen würde, und gleichwohl war nur wenige Zeit vorher der Lieutenant Zarzabeck in der nehmlichen Stube von den Räubern erschossen worden.

Dieser Herr saß einst des Abends nebst seiner Frau ganz allein am Tische, und laß in der Legende der Heiligen, als ein Schuß durchs Fenster ihn am Kopfe verwundete; er stand auf, um durch die Thür hinaus zu laufen, doch ehe er sie erreichte, fiel ein zweyter, der ihm zur linken Seite hinein und zur rechten herauß gieng, so daß er gleich

gleich auf der Stelle tod darnieder sank. Man kann sich die Angst und Schrecken der Madam Garzabeck vorstellen; sie sprang sogleich fort, um Hülfe für ihren Mann, in dem über 1000 Schritte von ihrer Wohnung entlegenem Dorfe zu suchen, weil sie glaubte, daß er noch Leben haben könnte. Sie traf die Räuber noch vor der Thür an, ließ mitten durch sie hin, ohne die mindeste schlechte Behandlung von ihnen zu erfahren; da die Mörder auch nicht das geringste raubten, ohngeachtet sie nicht verstößt wurden, und beynahe nicht verstört werden konnten, so war allerdings zu vermuthen, daß sie zu dieser That von jemanden erkaust worden waren.

Diese Lebensart wird nun gewiß niemand beneidenswerth finden, wenn man gleich den Gaum mit allen möglichen Leckerbissen füllt kann, demohngeachtet leben eine Menge Menschen im Banat, die der Gefahr unterworfen sind, über kurz oder lang gemüthhandelt oder erschlagen zu werden.